

Visionär des Entsetzlichen -

Der Palästinenser Ghassan Kanafani (1936-1972). 14.10.2006

Sein kleiner Roman *Männer in der Sonne* (1963) hat ihn berühmt gemacht, zumindest in der arabischen Welt. Er ist für das Palästinenserschicksal von damals geradezu paradigmatisch. Drei Männer, verschiedenen Generationen angehörend, wollen sich von einem vierten, auch er Palästinenser, in einem leeren Wassertankwagen von Bagdad nach Kuwait schmuggeln lassen – weit weg von der „Hölle“ palästinensischer Existenz ins „Paradies“ des aufstrebenden Ölstaates. Die „Fahrgäste“, das sind: ein alter Mann, der jahrelang, von der Vergangenheit träumend, im Lager dahinvegetierte; ein junger Mann, der als Aktivist ständig auf der Flucht vor der jordanischen Polizei war; und ein Halbwüchsiger, der die Schule verlassen musste, um für seine Familie zu sorgen. Doch an der Grenze wird der Fahrer wider Erwarten aufgehalten, und die drei im Wassertank verschmachten jämmerlich. Die erhoffte Fahrt ins Paradies endet tödlich, denn die Passagiere wagen nicht einmal, von innen an die Tankwand zu klopfen, um auf sich aufmerksam zu machen. Lieber krepieren sie. Am Abend „entsorgt“ der Fahrer die Leichen auf einer Müllkippe.

Ghassan Kanafani wurde schon oft „Chronist des palästinensischen Volkes“ genannt. Sein kurzes Leben war eng mit dem Schicksal dieses Volkes verbunden. Dessen Erfahrungen – Krieg, Vertreibung, Flüchtlingsdasein – hat er zwischen 1956 und 1972 in Erzählungen und einigen kurzen Romanen festgehalten und verarbeitet. Die erzwungene Veränderung und der Verlust sind zentral darin: Enteignung, Entwürdigung und Entwurzelung. In der Titelgeschichte einer seiner Sammelbände, *Das Land der traurigen Orangen*, wo die Flucht einer Familie aus Palästina geschildert wird, heisst es nach der Rettung in den Libanon kurz und prägnant, fast lakonisch: „Als wir am Nachmittag in Saida ankamen, waren wir Flüchtlinge geworden.“

Die Flucht und ihre Folgen brachte Ghassan Kanafani aus Palästina erst nach Libanon, dann nach Syrien, schliesslich als Sport- und Zeichenlehrer nach Kuwait. Seine letzten zwölf Jahre verbrachte er als Journalist in Beirut, wo er scharfsinnig und mit der Kraft des Wortes für die Rechte seines Volkes eintrat, ein ständiger Stachel für diejenigen, die den Palästinensern ihre Rechte vorenthielten. Am 8. Juli 1972 fiel er einer Autobombe zum Opfer, für die allem Anschein nach der israelische Geheimdienst die Verantwortung trägt.

Unter Kanafanis Werken befinden sich einige, deren visionäre Kraft im Lauf der vergangenen Jahrzehnte immer mehr an Klarheit gewann. Der Roman *Rückkehr nach Haifa* (das letzte zu Lebzeiten des Autors publizierte Werk) ist ein solches. Als im Rahmen von „Oslo“, dem wirklich nur so genannten Friedensprozess der neunziger Jahre das Thema des

Rückkehrrechts für Vertriebene (das nach internationalem Recht garantiert ist) angesprochen wurde, war der Roman plötzlich wieder aktuell. Es ist die Bearbeitung der berühmten Salomo-Geschichte vom Streit um das Kind, anders gesagt, der *Kaukasische Kreidekreis* auf palästinensisch. Und so erfuhr das kleine Werk weltweit in letzter Zeit mehrfach szenische Bearbeitungen: Es gibt beispielsweise eine iranische Verfilmung, eine französische Bühnenbearbeitung, und jüngst wurde es, etwas aktualisiert, in einem Kölner Kleintheater aufgeführt.

Behandelt wird darin die Geschichte eines doppelten Anspruchs, des Anspruchs der Verdränger und der Verdrängten. Zwei sehr unterschiedliche Elternpaare stehen sich 1967 im Streit um den Sohn gegenüber: die palästinensisch-arabischen Flüchtlinge und die polnisch-jüdischen Immigranten. Die einen haben im Verlauf des Krieges von 1948 Land, Haus und sogar das Kind verlassen müssen, die anderen haben all das übernommen, nachdem sie selbst anderswo (weit weg von Palästina und ohne das geringste Verschulden der Palästinenser) vertrieben worden waren. Der zurückgelassene palästinensische Sohn ist als Jude im Haus der Immigranten aufgewachsen und leistet, beim Besuch seiner leiblichen Eltern in Haifa kurz nach dem Sieben-Tage-Krieg im Juni 1967, gerade seinen Militärdienst.

Eine Lösung für diesen doppelten Anspruch bietet weder die eine noch die andere Seite. Denn einer solchen müsste zwingend die Anerkennung einer Schuld, eines begangenen Unrechts vorausgehen, sonst werden sich – so das Ende des Romans – junge Männer wie Châled, der zweite, nach der Flucht geborene Sohn des vertriebenen palästinensischen Ehepaars, weiterhin Kampfgruppen anschliessen.

Die Motivation für diesen bewaffneten Kampf, die gewaltsame Verdrängung, schildert Ghassan Kanafani in einer fast schon gespenstisch zu nennenden Erzählung, *Damals war er ein kleiner Junge*, die Schilderung einer Episode aus dem Krieg von 1948, für den Kanafani, damals zwölf Jahre alt, Zeitzeuge ist. Ein kleiner Junge erlebt, wie der Bus, in dem auch er sitzt, von einer jüdischen Kampftruppe angehalten wird und alle Insassen, Palästinenser, abgeknallt werden. Nur dem kleinen Jungen erlaubt man, wegzulaufen. Er tut es. Doch bedrohlich steht über der Geschichte ihr Titel – Hinweis auf die später mögliche oder zu erwartende Rache.

Wesentliches Element für eine spätere Rache ist jedoch nicht „nur“ der kaltblütige Mord, sondern vielleicht mehr noch die vorangegangene Erniedrigung, die Demütigung. Dieses Motiv wird in einer anderen Erzählung mit biblischem Thema (Ghassan Kanafani hatte in Jaffa die Ecole des Frères besucht) aufgenommen, *Ein Bericht aus Ramla*. Im Rahmen der Kriegshandlungen von 1948 wird Abu Osman, ein einfacher Händler, mit anderen Dorfbewohnern von einer jüdischen Kampfgruppe in seinem Dorf zusammengetrieben.

Während sie da stehen und warten, zupft ihn eine Soldatin spöttisch am Bart und erschießt danach kaltblütig seine Frau und seine Tochter. Ihm wird gestattet, aus seinem Laden ein Leichentuch zu holen und beide zu begraben. Später, während seines Verhörs beim Kommandanten der Truppe, bringt eine gewaltige Detonation das ganze Haus zum Einsturz. Die kurze Erzählung ist Kanafanis Version der Simson-Geschichte, jenes möglicherweise ersten Berichts eines Selbstmordattentäters, dem früher einmal alle Kinder aus dem jüdisch-christlichen Abendland ehrfürchtig bewundernd in der Sonntagsschule lauschten.

Im Buch Richter, Kapitel 13-16 wird vom Elend Israels berichtet, dem Simson, „ein Geweihter Gottes“, ein Ende setzen soll. Doch zunächst geht er durch verschiedene Erfahrungen, die seinen Hass fördern: Treulosigkeit, Verrat, Verstümmelung, Erst zutiefst erniedrigt bringt er, der seine Stärke durch seine göttliche Erwählung bezieht, eine Halle zum Einsturz, die an die dreitausend Personen, „Mann und Weib“, unter sich begräbt. Auch Simson selbst kommt dabei um und erhält von den Seinen ein würdiges Begräbnis.

Der Charme dieser wie manch anderer biblischer Geschichten hat unter der auch biblisch begründeten politischen Entwicklung im Raum Palästina während der letzten Jahrzehnte stark gelitten. Das zentrale Element, das auch Kanafani in seiner Kurzgeschichte, *Ein Bericht aus Ramla*, herausarbeitete, hat nichts von seiner Richtigkeit verloren: Es sind Personen, die sich selbst und ihre Angehörigen, das Volk, in die Hilflosigkeit gedrängt und unerträglicher Demütigung ausgesetzt sehen, die zum mörderischen Mittel des Selbstmordattentats greifen, mit dem sie auch viele andere in den Tod reißen. Interessanterweise mischt sich auch bei Simson die persönliche Rache (Frauengeschichten) mit dem, was er als Dienst fürs Volk sieht. „Er wird anfangen, Israel zu erlösen“, lautet Gottes Verheissung an Simsons Mutter.

Ghassan Kanafanis Simson ist ein älterer Mann, ein einfacher Händler, der nach der Zerstörung seiner Existenz – vertrieben aus seinem Geschäft, erniedrigt und seiner Familie beraubt durch die Okkupanten – keinen Sinn mehr in einem Weiterleben sieht, das nur noch einem Vegetieren gleichkäme. Und so hat er aus seinem Haus, wie es wiederum im lakonischen Kanafanischen Stil am Ende heisst, „nicht nur ein weisses Leintuch mit herausgebracht“.